

Zeitschriften

Theologie und Religion

BÜHLER, PIERRE. **Christliche Identität: Zwischen Objektivität und Subjektivität.** In: *Concilium* Jhg. 24 Heft 2 (April 1988) S. 96–102.

Wie kann christliche Identität heute aussehen, in einer Gesellschaft, der es an objektiven Anhaltspunkten für Identitätsbildung fehlt, und angesichts der Tatsache, daß auch die „klassischen“ Bezugsgrößen christlicher Identität (Zugehörigkeit zur Kirche, Zustimmung zu einer fest umrissenen Lehre, konkretes sittliches Verhalten) in die Krise geraten sind? Der Autor zeigt an Kierkegaard, daß christliche Identität in der Moderne nur eine subjektiv-existential angelegene sein kann. Gleichzeitig grenzt er sich aber auch von dem damit drohenden Subjektivismus ab: Die christliche Identität müsse sich auf die Probe stellen lassen durch ihre drei klassischen Anhaltspunkte: durch die anderen in der Kirche, durch die in traditioneller Sprache vorgegebenen Glaubensformulierungen und durch die ethische Praxis: Der „subjektive Christ“ muß seine Identität dem prüfenden Blick der anderen aussetzen. „Auf dem objektiv gesicherten Umweg über eine begrifflich strukturierte Sprache stellt er sich selbst in Frage und läßt sich in Frage stellen.“ Und das sittliche Handeln ist jene Probe, bei der „sich stets erweist, ob die christliche Identität wirklich den Stellenwert besitzt, den der Christliche Glaube zu verwirklichen vorgibt“.

HENRICI, PETER. **Der Gott der Philosophen.** In: *Internationale katholische Zeitschrift „Communio“* Jhg. 17 Heft 2 (März 1988) S. 118–128.

Der Beitrag arbeitet vor allem die grundlegenden Unterschiede zwischen Antike, Mittelalter und Neuzeit in der Verhältnisbestimmung von philosophischem Gottesproblem und christlichem Glauben heraus. Während es in der Väterzeit zu einer „Interessengemeinschaft“ zwischen der christlichen Verkündigung vom einen Gott und dem philosophischen Gottesgedanken kommt, stellt sich im Mittelalter die philosophische Frage nach Gott innerhalb des christlichen Glaubensvollzugs. Anselms Beweise für das Dasein Gottes sind Meditationen eines Glaubenden, „der sich im Gebet die innere Einsichtigkeit der Glaubenswahrheit durch philosophische Überlegungen klarlegt“. Thomas von Aquin macht einen deutlichen Unterschied zwischen der philosophisch zu erschließenden Existenz Gottes und seinem Wesen, das sich erst aus der christlichen Offenbarung ergibt. In der Neuzeit steht seit Descartes das menschliche Vermögen der Gotteserkenntnis im Vordergrund. Heute, so das Fazit des Autors, stehen wir wieder da, wo

die griechische Philosophie angefangen hat: „Die Gottesidee selbst muß allererst wieder erschlossen und begründet werden.“ Heute gehe es in der Philosophie nicht darum, die Existenz eines vordefinierten Gottes zu beweisen. „Viel mehr wird jene Dimension des Menschen erschlossen, in der er Gott begegnen kann, indem er nach Sinn und nach Werten fragt, die wesentliche Unvollendbarkeit seiner Werke und seiner selbst erfährt.“

Kultur und Gesellschaft

BENDER, PETER. **Geteilt – nicht getrennt.** Vom Wandel zwischen den beiden Deutschlands. In: *Merkur* Jhg. 42 Heft 4 (April 1988) S. 283–291.

Vor dem Hintergrund der sich verändernden Ost-West-Beziehungen unternimmt der Autor in diesem Beitrag den Versuch, den Wandel der beiderseitigen Beziehungen der beiden deutschen Staaten darzustellen – nach dem Honecker-Besuch in der Bundesrepublik, vor allem auch nach Veränderungen der beiden deutschen Staaten zu den beiden Weltmächten des jeweiligen Lagers. Die beiden deutschen Staaten hätten nicht ihre Grundpositionen verändert und blieben insofern Teil des Ostens wie des Westens. Aber beide hätten, von der festen Grundlage ihres Bündnisses aus, über die Ost-West-Grenze hinweggegriffen. Sie ergänzten ihre Politik – aber von einem bestimmten Grad an bedeutet auch eine Ergänzung eine Änderung. Die Bündnisse hätten nicht ihren Wert, aber ihren absoluten Vorrang eingebüßt, sie seien nicht mehr das Maß aller Dinge. Die deutschen Staaten seien souveräner geworden, sie hätten begonnen, sich von ihrer Vormacht zu emanzipieren. Auch beginne sich die Einsicht allmählich durchzusetzen, daß Glaubenskrieg und politische Zusammenarbeit sich auf die Dauer schwer vereinbaren ließen.

BERTRAM, HANS. **Strukturwandel der Familie.** In: *Stimmen der Zeit* Jhg. 113 Heft 4 (April 1988) S. 232–240.

Auf der Basis der These von der Ungleichzeitigkeit von gesamtgesellschaftlicher Entwicklung und familialer Lebensformen geht der Beitrag verschiedenen Veränderungen sowohl im Bereich der Familienbildungs- wie auch der Familienphase nach. Dabei betont der Autor, daß die verstärkte Berufsorientierung von Frauen nicht auf eine ökonomische Grundeinstellung der heutigen Frauengeneration zurückzuführen sei, wie dies noch häufiger getan werde. Die Erwerbstätigkeit von Frauen werde von ihrer Ausbildung und ihrer Berufstätigkeit geprägt und unterscheide sich hierin nicht von der ihrer männlichen Kol-

legen. Trotz mancherlei tiefgreifender Veränderungen in den Lebensvorstellungen heutiger Eheleute sei das Modell der innerfamilialen Arbeitsteilung weithin stabil geblieben. Die größere Unabhängigkeit der Frauen, ihre größere Selbständigkeit und Durchsetzungsfähigkeit – alles nicht zuletzt Folgen der Berufstätigkeit – treffe insofern auf eine relativ traditionelle interfamiliale Arbeitsteilung. Prognosen vom langsamen Verschwinden von Ehe und Familie, wie sie sich gesamtgesellschaftlich durchaus nahelegen könnten, könnten bei kleinräumiger Betrachtung nicht vollständig aufrechterhalten werden. Angesichts der beträchtlichen regionalen Unterschiede, auch des Stadt-Land-Unterschiedes, könnten Durchschnittswerte und bundesweite Daten z.T. recht irreführend sein.

Kirche und Ökumene

KESSLER, MICHAEL. **Das synodale Prinzip.** Bemerkungen zu seiner Entwicklung und Bedeutung. In: *Theologische Quartalschrift* Jhg. 168 Heft 1 (1988) S. 43–60.

Der Beitrag gibt einen guten Überblick zur Geschichte des kirchlichen Synodalwesens von seinen Anfängen in der alten Kirche bis zu seiner Neubelebung nach dem Zweiten Vatikanum und seiner rechtlichen Regelung durch den neuen CIC. Die wichtigsten Stationen: Das Synodalwesen des 2. und 3. Jahrhunderts, die reichskirchlichen Großsynoden, die päpstlichen Synoden des Hochmittelalters, der Konziliarismus mit seiner Konzeption des Konzils als einer repräsentativen Vertretung der Gesamtkirche, Trient als Bischofskonzil, die beiden Vatikanischen Konzilien als sehr unterschiedliche Ausprägungen des mit dem Tridentinum erreichten Konzilstyps. Im Blick auf die Neuordnung des Synodalwesens im CIC von 1983 hält der Autor fest, es sei nicht zu übersehen, daß sowohl beim Handlungsspielraum der National- und Partikular- wie dem der Diözesansynoden „die an sich begrüßenswerten rechtlichen Festschreibungen de facto enger sind, als es sich dem euphorischen ersten Blick erschließen mag“. Es bräuchte das Bemühen um praktische und theoretisch-interpretative Weiterentwicklung der geltenden Rechtsnormen. Sie müßte den kirchlichen Gegebenheiten Rechnung tragen; es bräuchte aber auch eine „Anpassung an ein dem rechtlichen Entwicklungsstand und der heutigen Problemlage angemessenes, im Horizont neuzeitlichen Rechtsempfindens zu interpretierendes und zu praktizierendes Selbstbestimmungsrecht und dessen entschiedenere Wahrnehmung“.